**Abonnementspreis**
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Insertionspreis**
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Inserate:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 462. **Freitag** den 9. September 1892. **86. Jahrgang.**

## Nach zweiundzwanzig Jahren.

□ **Paris**, 8. September. Zweiundzwanzig Jahre ist es her, daß die blutigsten Schlachten auf französischem Boden gekämpft, daß inmitten furchtbaren Völkerringens die deutsche Kaiserkrone geschmiedet ward; seit der siegreichen Antwort auf die schnöde französische Herausforderung hat Deutschland oft genug gezeigt, daß es den Frieden erhalten will; nicht so Frankreich, wo die Kriegsfackel stets im Glimmen erhalten wird, um sie im entsprechenden Moment hell aufflammen zu lassen. Zweiundzwanzig Jahre — eine andere Generation ist in Frankreich herangewachsen, die nichts von des Krieges Schrecken erfahren hat, welche, sollte man glauben, objectiver die geschehenen Ereignisse beurtheilte; man gebe sich nicht dieser Täuschung hin: gerade in dieser Generation ist der Deutschenhaß stärker als in jeder vorangegangenen, in ihr ein Revanchekrieg populärer als je vorher, trotz all der schönen officiellen Versicherungen, die unter Umständen kann und wann vom grünen Tische aus gegeben werden. Und woher dieser Haß, der als keine ehrliche Feindschaft mehr betrachtet werden kann, woher diese oft so leidenschaftliche Erwartung auf einen baldigen „Vergeltungskrieg?" Zunächst haben die Zeitungen einen wesentlichen Theil der Schuld, die an Entstellungen und Verleumdungen, sobald es sich um Deutschland handelt, das Unerhörteste leisten. Aber das würde nicht genügen, schon in die Kinder- und Jünglingsseelen die obigen Ideen unauslöschlich zu pflanzen, also woher? Nun, man werfe einmal einige Blicke in die französischen Jugend- und Lehrbücher, die, officiell von der Regierung in den Schulen eingeführt, jährlich in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden und die man als die eigentlichen Brutstätten des Deutschenhasses und Revanchekrieges bezeichnen darf. In diesen an sich sehr geschickt abgefaßten Büchern, in denen die Liebe zum Vaterlande und der Stolz auf die eigene Nation in wahrhaft glühender Weise gelehrt und gepflegt wird, kommt fast immer die Rede auf den letzten deutsch-französischen Krieg; daß er oft als von Deutschland provocirt hingestellt wird, nimmt uns, die wir die französische „Unparteilichkeit" kennen, nicht Wunder, auch nicht, daß man Elsaß-Lothringen auf den Karten mit einem schwarzen Fleck bezeichnet und daß natürlich die deutschen Heere stets viel stärker als die französischen waren; was uns aber empört, was der Würde einer großen Nation, wie der französischen, schlecht ansteht, und wogegen man nicht laut genug Einspruch erheben kann, das ist, daß in diesen Lehrbüchern in den Abbildungen wie im Text die deutschen Soldaten, nicht zuletzt die deutschen Officiere, als Brandstifter, Plünderer, rachsüchtige Teufel, die sich an Weibern und Kindern vergreifen, als blutrünstige Sieger, welche die Gefangenen foltern und Unschuldige tödten, geschildert werden. Die Franzosen sind natürlich immer Engel, welche die furchtbaren Leiden mit Heroismus tragen, zumal . . . die Franctireurs! In den (bei Delaplane in Paris erschienenen) vom Deputirten und Professor Compayré herausgegebenen „Éléments d'instruction" heißt es: „Wenn Ihr Kinder die Schule von Laon besucht, so findet Ihr auf dem großen Hofe an der Wand eine Marmortafel mit den Namen dreier Lehrer, die für das Vaterland gestorben. Wollt Ihr die Geschichte dieser Helden und Patrioten kennen lernen? Als im October 1870 die Preußen auf Pommiers anrückten, entschlossen sich einige brave Landleute, ihnen den Weg zu versperren. In Abwesenheit jeder regulären Armee war es schwer, Erfolg zu erhoffen, aber man konnte wenigstens den Marsch der Preußen verzögern und einige von ihnen tödten —" (wörtlich!). Die ganze Nacht, wird weiter erzählt, schossen jene „braven Landleute" unter Anführung der drei Lehrer auf die Preußen, endlich mußten sie weichen und die Sieger bemächtigten sich der Lehrer, „die erst ihre eigenen Gräber graben mußten und auf die man dann schoß; zweimal erhob sich der eine von ihnen und stieß Schmerzensschreie aus; ein preußischer Officier näherte sich ihm und tödtete ihn mit seinem Revolver." In dem für junge Mädchen bestimmten „Notions d'éducation civique" von Henriette Massy (Paris bei Picard, Bernheim & Cie.) heißt es im Capitel vom Vaterlande: „Höret nicht auf Die, welche die Vaterlandsliebe durch ein Weltbürgerthum bei Euch ersticken wollen, legt Denen, die dies versuchen, die Frage vor: „Wenn Sie Elsässer wären, würden Sie acceptiren, Preuße zu werden? Antworten sie nein, so war es ihnen nicht Ernst mit ihrem Weltbürgerthum; antworten sie ja, so muß man ihnen mit Verachtung den Rücken drehen." Dann gleich darauf: „Man muß die Nationen hassen, die uns Böses zugefügt. Die Deutschen haben uns mit Gewalt Elsaß-Lothringen entrissen, sie planen, wie man sagt, andere Schändlichkeiten — wir würden thöricht sein, ihnen zu verzeihen. Erst sollen sie uns unser Geraubtes wiedergeben — dann werden wir weiter sehen!" — — In dem 1884 bereits in 29. Auflage erschienenen „Petit Français" von Charles Bigot (Paris, J. Weill und G. Maurice) werden die Leiden der Elsässer geschildert und wie sie als Soldaten „unter der preußischen Reitpeitsche" exerciren müßten, „aber trotzdem haben sie sich ihr französisches Herz bewahrt und sie erwarten, nicht verzweifelt, den Tag der Befreiung, wo die französische Fahne von Neuem auf den Vogesen wehen wird. An diesem Tage wird ein einziger Befreiungsschrei von Mülhausen bis Metz ertönen, die Todten werden ihn hören und ihre Gebeine werden zittern!" — — Und in demselben Buche nach der Mittheilung verschiedener (übrigens gänzlich unbekannter) preußischer Gesänge: „Das ist genug, nicht wahr, fühlst Du, wie man Dich haßt? Fühlst Du, wie man Dich verachtet? Fühlst Du, wie man Dich noch nicht genug gedemüthigt findet? Preßt Dir diese Lectüre nicht das Blut in die Wangen? Sage mir, wenn Du groß bist, wenn Du ein Mann bist, und man singt dieser Lieder noch, wirst Du nicht diese Frechheiten in der Kehle derer, die sie singen, ersticken lassen?" — —

Doch genug, wir könnten derartiger Lesefrüchte Hunderte geben! Wundert man sich jetzt noch, daß nach zweiundzwanzig Jahren die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland nicht bessere sind?

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 9. September.

Die Frage einer allenfallsigen Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen über die **Sonntagsruhe** ist sicher keine Parteifrage und wird auch von Angehörigen einer und derselben Partei je nach den verschiedenen örtlichen und provinziellen Erfahrungen verschieden beantwortet. Nur etwa die Socialdemokratie macht hiervon eine Ausnahme. Selbst wer mit uns der Ansicht ist, daß der Sonntagsruhe, wie sie jetzt vorgeschrieben ist, eine längere Probezeit einzuräumen sei, wird die auf sofortige Aenderung des Gesetzes abzielenden Bestrebungen zu würdigen wissen. Das hindert aber nicht, auf eine mit dieser Angelegenheit im Zusammenhange stehende Wahrnehmung hinzuweisen, die von politischem Interesse ist. Die bittersten Klagen über die Sonntagsruhe schallen aus **katholischen** Städten, in München ist zuerst eine Milderung der vom vorwiegend verhältnißmäßig gelinden Ausführungsverordnung der Polizeidirection durchgesetzt worden; in Köln hat sich sogar ein Verein „zur Milderung der Sonntagsruhe" gebildet und den Bundesrath um Abänderung des Gesetzes gebeten, überall im Süden und Westen läßt sich die Beobachtung machen, daß die neuen Vorschriften in katholischen Städten härter empfunden werden, als in evangelischen. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich. Die bisherigen Gewohnheiten und örtlichen Gebote in Bezug auf die Sonn- und Festtagsruhe waren in katholischen Gegenden laxer als in evangelischen, vermuthlich eine Folge der viel zahlreicheren katholischen Festtage, die Quantität beeinträchtigte die Intensität des Feierns. In dem evangelischen Nürnberg z. B. waren bis vor zehn Jahren, wo die dort stattfindende große bayerische Landesausstellung eine Aenderung herbeiführte, an Sonntagen alle Geschäfte mit Ausnahme der Conditoreien und Barbierläden geschlossen, man konnte den ganzen Tag nicht einmal eine Cigarre erstehen. In der benachbarten katholischen Schwesterstadt Würzburg hingegen blieben sämmtliche Geschäfte nur wenige Stunden geschlossen. Bei dieser anderen Gewöhnung läßt sich das Gefühl härterer Bedrückung in katholischen Orten und ihre lauteren Rufe nach Abhilfe wohl begreifen, zugleich aber wird durch die Klagen dieser Städte das wahre Wesen der Centrumspolitik aufs Neue illustrirt. Das Centrum, das sich die derzeitige Vertretung der katholischen Bevölkerung und den geborenen Wardein ihrer moralischen wie materiellen Interessen nennt, hat den hervorragendsten Antheil an dem Zustandekommen des Gesetzes in seiner jetzigen Gestalt. Katholische Interessen hat er dabei aber nicht vertreten, weder ideale noch materielle, der genannte Kölner Verein betont vielmehr ausdrücklich, daß die gesetzliche Sonntagsruhe für die Ladenbesitzer neben den geschäftlichen auch sittliche Schäden im Gefolge habe. Das Centrum hat eben auch in diesem Falle, wie immer, die christliche Phrase zu seinen politischen Zwecken gebrauchbar, es muß aber, was nicht immer vorkommt, diesmal aus dem eigenen Lager hören, daß es nicht dazu berechtigt ist.

Ueber die **Geschäftsdispositionen im Reichstag** wird der „N.-L. C." aus Abgeordnetenkreisen geschrieben: Die Frage, ob die neue **Militairvorlage** dem Reichstage in der nächsten oder der übernächsten Session zugehen werde, wird in der Presse, unter Berufung auf gute Informationen, noch immer ganz verschieden beantwortet. So lange es noch zweifelhaft war, ob überhaupt eine wesentliche Neuerung auf dem Gebiete der Militairgesetzgebung ernstlich beabsichtigt sei, konnte dieser Streit gleichgiltig erscheinen; die Thatsache, daß der preußische Landtag in der letzten Session seiner gegenwärtigen Legislaturperiode mit der Durchführung einer Steuerreform im größten Stile befaßt werden soll, konnte sogar eine gewisse Sicherheit bieten, daß man die gleichzeitige Beschäftigung des Reichstags mit Aufgaben von besonders hervorragender Bedeutung nach Möglichkeit vermeiden werde. Das hat sich aber vollständig geändert, seitdem nicht allein das Bevorstehen einer sehr tief eingreifenden Militairvorlage unzweifelhaft zugestanden, sondern auch eine halbamtliche Veröffentlichung über Inhalt und Ziele derselben für die nächste Zeit in Aussicht gestellt ist. An sich würde wohl jede Partei wünschen, von den angekündigten Neuforderungen lieber verschont zu bleiben, und ganz gewiß bedeutet keine vor Ungemach sie zu bewilligen. Aber nachdem die Angelegenheit einmal so weit gediehen ist, würde es zu den widerwärtigsten Unzuträglichkeiten führen, wollte man die Entscheidung noch ein Jahr und länger hinausschieben. Die Debatten des Reichstags würden schon in der bevorstehenden Session vollständig von der Militairfrage beherrscht werden, was zur Folge haben müßte, entweder, daß, falls die Vorlage in ihren Einzelheiten noch geheim gehalten bliebe, eine heillose Verwirrung in der öffentlichen Meinung entstünde, oder, falls sie vollkommen bekannt wäre, ganz unnöthiger und sehr schädlicher Weise eine doppelte parlamentarische Berathung über den Gegenstand erfolgte. Es kommt dazu, daß die Frage der finanziellen Deckung, d. h. die Einbringung neuer Steuervorlagen nicht wohl erfolgen kann, wenn über die neue Heeresorganisation nicht vorher entschieden ist. Angesichts dieser Erwägungen darf man, auch ohne besondere Information, die Einbringung der Militairvorlage in diesem Winter für so gut wie sicher halten und die Abgeordneten werden gut thun, sich darauf einzurichten.

Wir haben schon Notiz genommen von einem **Briefwechsel** zwischen dem **Bischof von Leitmeritz** Dr. **Schöbel** und dem **österreichischen Reichstagsabgeordneten Siegmund**, Vertreter für Teplitz. Dieser in der Prager „Bohemia" veröffentlichte Briefwechsel ist von solchem allgemeinen Interesse, daß wir nochmals darauf zurückkommen. Es prägt sich darin so recht der Charakter der beiden in neuerer Zeit wieder mehr denn je mit einander kämpfenden Weltanschauungen aus. Den Anlaß zu dem Briefwechsel gab eine Aeußerung des genannten Abgeordneten bei dem am 15. August in Teplitz abgehaltenen deutsch-böhmischen Sängertage, die folgendermaßen lautete:

Ein Sängertag, wie der heutige, mit seiner natürlichen Begeisterung und seinen vollständigen freiheitlichen Bestrebungen, hat am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gewiß mehr Berechtigung, als ein Katholikentag mit seinen finsteren, mittelalterlichen Anschauungen und seinen, wenn auch römisch-katholischen, jedoch keineswegs christlichen Tendenzen, und wenn wir heute in Teplitz singen: „Deutsches Böhmerland, du herrliches, du starkes deutsches Land!" so ist das vielleicht Gott wohlgefälliger, als wenn die Anwälte in Linz das „De profundis" anstimmen.

Bischof Schöbel richtete infolge dieser Aeußerung an den Abgeordneten Siegmund ein Schreiben, in dem es heißt:

Welchen katholischen Christen muß es nicht betrüben, wenn er liest, daß eine Versammlung von 2000 seiner Glaubensgenossen, die aus weiter Ferne zusammengekommen waren, um ihren Glauben zu bekennen und zu singen, von einem Katholiken als solche bezeichnet wird, die eine geringere Berechtigung hat, als ein Sängerfest. Ein Protestant, ein Israelit hätte über die Genossen seiner Confession so nicht gesprochen. Jene Aeußerung enthält aber auch den offenbaren Irrglauben, daß die römisch-katholische Tendenz als eine keineswegs christliche bezeichnet wird. Alles Echt-Christliche ist und bleibt einfach katholisch, denn der göttliche Heiland hat seine Kirche als eine allgemeine katholische gestiftet und den Apostel Petrus, der in seinem Nachfolger, dem Bischofe von Rom, fortlebt, zu ihrem sichtbaren Oberhaupt bestellt. Ich richte diese Zeilen in aufrichtiger, herzlicher Liebe an Euer Wohlgeboren und hoffe, daß Sie die reine und gute Absicht Ihres geistlichen Vaters nicht mißverstehen und nicht mißdeuten werden.

In seinem Antwortschreiben erklärte der Abg. Siegmund Folgendes:

Hätte sich seinerzeit in Linz eine Anzahl Katholiken lediglich zu dem Zwecke eingefunden, um ihren Glauben zu bekennen und zu stützen, nicht aber zu dem Zwecke, um einen Kampf zu entfesseln gegen die angeblich verderblichen und freimaurerischen Ideen der modernen Zeit, gegen die heutige Auffassung der Naturwissenschaften, gegen die freiheitlichen Errungenschaften unserer Zeit, gegen die nationalen Bestrebungen der in der letzten Zeit so schwer heimgesuchten deutschen Bevölkerung unseres Vaterlandes, gegen die unleugbaren geistigen und materiellen Vortheile der von uns mit Wonne begeisterung vertheidigten interconfessionellen Neuschule und zuletzt, wenn auch nur ganz indirect, selbst gegen die unschätzbaren Segnungen einer mit so schweren Opfern errungenen friedlichen Weltlage, ja, dann stände die Sache so und nicht anders, ja dann wäre es von mir ein Frevel gewesen, jene gerügte Parallele zu ziehen. Dieser Katholikentag, hochwürdiger Herr Bischof, verfolgte, wie alle Katholikentage, ganz andere Zwecke. Die Endziele derselben sind in der Regel keine anderen, als dem Klerus und dem mit ihm verbündeten Feudaladel wieder zu jenem politischen Einflusse und zu jener Machtstellung im modernen Staate zu verhelfen, wie sie diese beiden Gesellschaftsgruppen in früheren Zeitläuften besaßen und durch die Reformation und den ehernen Gang der Weltgeschichte wieder verloren haben.

Die französische Regierung ermangelt der nöthigen Entschiedenheit, um dem „politischen" Ausstande der Grubenarbeiter zu Carmaux wirksam zu begegnen. Die neuesten Meldungen aus Carmaux deuten darauf hin, daß die Zustände dort immer bedenklicher werden. Der Präfect von Carmaux unterrichtete den Bürgermeister Calvignac, daß er ihn, sowie den Abgeordneten Baudin verhaften lassen werde, falls die Nachtrunden fortgesetzt würden. Eine Versammlung von viertausend Arbeitern nahm diese Mittheilung mit großer Entrüstung auf und beschloß, einer etwaigen Verhaftung ihrer Führer gewaltsam entgegenzutreten. Baudin erklärte, er werde sich selbst an die Spitze der Nachtrunden stellen. Die Glasarbeiter drohen, die Behinderung der Runden mit Ausschreitungen zu beantworten. Die Grubencompagnie beharrt auf ihrem Standpunct und nimmt selbst von den Arbeitern, welche wieder eintreten wollen, nur geschriebene Gesuche an, die vorläufig unbeantwortet bleiben. Der Präfect verlangte von der Regierung weitere Unterstützung durch Entsendung von Truppen.

## Feuilleton.

### Das höchste Gut.

2) Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Bald, nachdem die Hausthür schwer zugefallen war (die Frau Hausmann drückte nie eine Klinke zu, sondern alle Thüren fielen mehr oder minder krachend hinter ihr ins Schloß), hörte Jan-Wilhelm andere, schwere, regellose Tritte an seiner Thür vorübergehen.

Er erhob sich aus seinem starren Hinbrüten und öffnete sie.

„Fertig?" fragte er.

„Bis auf den letzten Nagel, Herr Senator, und drüben im Speisesaal."

„Kommt herein, Peters."

Der Mann blieb an der Thür stehen und empfing mit abgezogener Mütze sein Geld für das Zunageln des Sarges.

„Danke, Herr Senator, danke, und wenn ein gemeiner Mann so was sagen darf, der liebe Herrgott —"

„Vor dem wir Alle gleich sind, Peters."

„Nun ja, mir ist recht, der liebe Herrgott, der winkt manchmal nicht blos mit'n Tulpenstengel, er schlägt wohl mal mitten aufs Herz, wie mit 'ner Keule, na, wie meine Alte dazumal an den Blattern starb, ich wollte nicht glauben, die Doctors prophezeien immer 's Tollste und ich sagt immer: die kann 'n Mund nich halten! — na, Herr Senator, das war auch sein Tulpenstengel, und gemerkt hab' ichs. Immer still, wenn ich ging und wenn ich kam, und schmutzig, blos de Jöhr de quiekte wie am Spieß, ab und an. Zu Lebzeiten hab' ichs woll nicht so bemerkt, aber als das Licht erlosch, da hab' ich gefühlt, was es um ein braves Weib im Hause ist, wenns auch grad' kein schönes ist, das den Augen schmeichelt thut; nee, Herr Senator, das is 'ne schwere Zeit, wenn man für'n klein Mächen aufkommen soll, und für so'n Dingelchen am schwersten. Allemal wird auch nichts draus", fügte er in einem eigenthümlich gedrückten Ton hinzu, „davor bewahre einen der liebe Gott, daß man einen aus der Erde holen möchte, den man sonsten nicht groß gemerkt wie die Luft oder die Gesundheit."

Der Wittwer ließ ihn reden. Er saß am Tisch und hatte die Stirn in die Hand gelegt. Es war stadtbekannt, daß der Peters mit seiner Ehefrau nie zufrieden gewesen war, und es hatte ihm viel Hohn und Spott gebracht, daß er nachher that, als habe er Vater und Mutter verloren und könne sich in der Welt nicht mehr zurecht finden. Der Senator selbst hatte manch' klages Wort darüber gesprochen. Das kleine Hannchen aber war ein putzsüchtiges, leichtsinniges Mädchen geworden. Der Vater sollte leider dem Sprüchlein: „Wer Sorgen hat, hat auch Liqueur" vielen Glauben beimessen. Früher war Peters Auflader bei Markus gewesen, dann Leichenbesorger und was so drum und dran hing. Der vornehme Herr gab ihm keine Antwort, und der Leichenbesorger drückte die Thür hinter sich zu.

„Davor bewahr' einen der liebe Gott, daß man einen aus der Erde holen möchte, den man sonst nicht groß gemerkt hat, wie die Luft oder die Gesundheit."

Der Senator saß still da, ganz still, und sah auf den Tisch vor sich nieder, und diese thörichten, groben Worte waren über all um ihn und vor ihm.

Was hätte er wohl darum gegeben, wenn sich die alte Thür da leise aufgethan hätte und — — —

Was hätte er wohl darum gegeben, wenn eine weiche, ein wenig lässige Hand über seine Stirn gefahren wäre und eine Stimme, die zuweilen ihn in seiner Denkarbeit gestört, gesagt hätte: „Kommst Du nicht endlich zu Tisch, Jan-Will?" Sie kürzte den Namen gewöhnlich ab. Aber die Thür öffnete sich durchaus nicht. Er konnte in Ewigkeit so sitzen, keine weiche, lässige Hand störte ihn in der Denkarbeit, und wenn er bis an den hellen Morgen so gestarrt hätte. Das wäre er glücklich los.

„Gott bewahr' einen, daß man einen aus der Erde holen möchte, den man sonsten nicht groß gemerkt hat, wie die Luft oder die Gesundheit." Er wollte nun nach dem Kinde sehen.

Rasch sich erhebend, schritt er hinaus. Welch' ein eigenthümlicher Geruch im Treppenhause!

Nach Tannen und herabgebrannten Lichtern und einem ganz unbeschreiblichen Etwas zwischen beiden, das er sonst zuweilen in fremden Häusern gerochen hatte und das ihn immer so öde und hoffnungslos angemuthet hatte. Zur Weihnachtszeit roch es auch nach Tannen und abgebrannten Lichtern, aber dies Etwas zwischen Eau de Cologne und Weihrauch war nicht dabei.

Er ging rasch durch das mächtige, dunkle Treppenhaus und trat dabei hin und wieder auf Tannenzweiglein und Blätter. Das duftete dann zu ihm auf.

Sie hatten sie hier getragen, um sie in den großen, nie benutzten Speisesaal zu bringen. Ueberall war es kalt. Auch in dem Zimmer, wo sie ihren Kopf für immer von ihm abgewendet hatte und wo das Kind geblieben war. Das war doch nicht gut. Wie hätte sie sich gesorgt um das arme Wurm. Man hätte doch wirklich einen passenderen Raum wählen können für das kleine Geschöpf! Ja, wer sollte? Er hatte keinen Befehl gegeben. Es blieb, wo es war.

„Verzeih', meine gute Frau", und er strich mit der Hand über die Decke, die sauber und fest wieder über das geordnete Lager unter den grünen Seidenfalten gebreitet war.

Sie hätte es wohl gern gethan! Aber die menschliche Bitte erreichte ihr Ohr nicht mehr. Die alte Uhr tickte nicht mehr, und der verschnörkelte Zeiger wies hartnäckig auf die erste Stunde eines neuen Tages.

Das Kind lag in der Wiege neben dem geordneten leeren Bette, aber es schlief nicht. Mit dunklen Augen blinzelte es in das schöne grüne Licht der Lampe. Es war allein. Auch hier lagen hin und wieder die grünen Zweiglein. Es waren so viel Kränze gekommen. Er nahm einen der Zweige und drehte ihn in den Händen, zerbrach ihn und athmete den wohlbekannten Tannengeruch.

„Gott bewahre einen, daß man einen aus der Erde holen möchte, den man sonst nicht groß gemerkt hat, wie Luft und Gesundheit —"

Das Kind fing an, sich stärker zu bewegen und zu wimmern. Was mochte ihm nur sein? Er bückte sich und zog die Decken über hinauf. Vielleicht fror es. Es fuhr mit den geballten Fäustchen umher.

„Was ist Dir denn, Kleines?" flüsterte er zaghaft — „ach! Marie, gute Frau."

### Viertes Capitel.

Es sind drei große, alte, augenscheinlich von demselben Baumeister gebaute Häuser, die letzten innerhalb des Thores. In der Mitte befindet sich natürlich ein Rasenplatz, den Niemand recht pflegt, weil keins der drei Häuser diesen öden alten Fleck Boden für sich in Anspruch zu nehmen unbescheiden genug ist. Jeder Mensch wird mit Recht annehmen, daß in der Mitte dieses Rondels ein dicker Knabe oder ein Delphin Wasser zu sprudeln versucht und daß der Brunnen- und Röhrenmeister sehr oft zu einer leider immer nur nachlässigen Untersuchung eingetretener Stockungen genöthigt wird. An der offenen Seite des Häuser-Hufeisens liegt eine ruhige, vornehme Straße hin. Das eine der Gebäude gehört dem Grafen Pallas-Rothenthurm, das gegenüberliegende dem Senator Jan-Wilhelm Markus und das, welches beide verbindet, einem schwer reichen Gußstahl- und Maschinenfabrikanten Herrn van der Neefen.

Alle drei werden von den Besitzern selbst bewohnt. Allein bei den Pallas-Rothenthurms waltet noch eine Hausfrau, und wenn sie auch sechs Monate des Jahres in den Bädern ist, so darf doch nichts darin ohne ihre Zustimmung geschehen. Die beiden Andern entbehren diesen Segen.

Die Pallas-Rothenthurm haben ein einziges Kind. Ebenso van der Neefen einen Sohn.

Ersterer ist ein fauler Zierbengel, um sich der einfachen Ausdrucksweise des Volkes zu bedienen, der Andere ein Musterknabe. Ersterer ebenso schön, wie der Andere garstig. Das Kind von J. W. Markus ist eben geboren, und es läßt sich nicht viel mehr darüber sagen, als daß es alle fünf Sinne zu haben scheint und einer gewissen Classe von Dienstboten zu leben giebt, da es mit seinem ersten Schritt ins Leben die Mutter ins Grab drängte.

Ja, es ist wirklich ein düsteres, riesiges, altes Treppenhaus. Viel zu viel Raum ist dafür verschwendet, und die Zimmer sind verhältnißmäßig klein. Ueberall sieht man